

Gespräch mit Gerhard Meier über Olten

Autor(en): **Bloch, Peter André / Meier, Gerhard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Oltner Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **55 (1997)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-658501>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gespräch mit Gerhard Meier über Olten

Olten, den 15. September 1995

PAB: Gerhard Meier, in deinem ersten Band der Trilogie «Baur und Bindschädler»: «Toteninsel» (Bern: Zytglogge 1979), ist Olten Schauplatz für den Spaziergang der beiden Gesprächspartner. Weshalb gerade Olten? Was bedeutet dir diese Stadt?

GM: Ich habe über Jahrzehnte meines Lebens jeweils am Samstag, wenn dies möglich war, einen sogenannten Stadtag unternommen: Ich ging nach Zürich, nach Bern, nach Olten, manchmal nach Burgdorf oder nach Solothurn. Mit der Zeit haben sich meine Ausflüge ganz auf Bern konzentriert. Früher war, wie erwähnt, auch Olten mit dabei, und da ich ja ein wenig aus der Industrielwelt komme, lange als Arbeiter darin habe leben dürfen/müssen, war in mir auch eine gewisse Zuneigung zu den Industriequartieren und Industriebauten vorhanden, nicht zuletzt auch aufgrund meiner architektonischen Interessen. Beim Spazieren habe ich in Olten das Industriequartier entdeckt. Auf meinen Wanderungen bin ich immer vorerst beim Dampfhammer in diese Industrielwelt eingebogen und bin dann vor allem auch auf den Lagerplätzen den vielen abgewrackten Bestandteilen aus der Eisenbahnwelt begegnet. Das war für mich immer ein grosses Erlebnis, an diesem Eisenbahnfriedhof vorbeizukommen. Da hatte es Bestandteile, die sich zu wunderbaren Bildern zusammenfügten, und dies in einem erstaunlichen Ausmass! Heute ist das Areal dieser Bestandteile wesentlich kleiner geworden. Ich habe damals immer gedacht: Wenn ich Fotograf wäre, würde ich mich gütlich tun an diesen Motiven! Auch die Aare hat mich fasziniert, das Kleinstädtische, die

Brücken, der Stadtpark mit dem Riggerbach, der mit seinem energischen Gesicht in den Stadtgarten hinausschaut und weiter hinaus in die Welt, als erfolgsbewusster Ingenieur, als einer, der den Bahnbau vorangetrieben hat.

Dann bin ich durch das Schöngrundquartier gegangen, wo die Jugendstilhäuser noch stehen. Ich habe immer eine Neigung zum Jugendstil gehabt, zum Fin de Siècle; ich finde dies eine wunderbare Zeit: diese Übergangszeit, diese Jahrhundertwendezeit, wo der Mensch sich zurückbesinnt oder eben in das kommende Jahrhundert hinüberschaut und dadurch für ein paar Jahre seltsamerweise etwas sensibler, etwas wankelmütiger, etwas zerbrechlicher wird.

Auch die Martinskirche gehörte zu meinem Wildwechsel, dann das Museum, die EPA, dann wieder die Aare, die Aarepromenade mit den Kinderbuchbäumen, die Altstadt, und dann der Tennisplatz, die Eisenbahnbrücke.

Später gelangte ich zur Aarauerstrasse mit dem Zoohaus, das den wunderschönen Namen ARAKANGA trägt. So habe ich denn den ersten Roman meiner Trilogie in Olten angesiedelt. Es war das Kleinstädtische, vermischt mit diesem Eisenbahnknotenpunkt und dieser Bedeutung der Eisenbahnwerkstätten mit den wunderbaren Lagern an alten Bestandteilen, das mich beeindruckt hat, und dann die Aare natürlich, wunderbar eingesäumt von Eichen, Kastanien, Birken und Weiden und wie die Bäume und Sträucher sonst noch heissen.

Nachdem dies alles bei mir durch die Literatur hindurch gegangen, d. h. von mir motivlich ausgebeutet worden ist, hat es heute für mich etwas an

Faszination verloren. Und doch bin ich innerlich mit Olten auf eine seltsame Art verbunden geblieben, sitze dann und wann bei einem Kaffee auf der Terrasse der EPA und träume in diesen Stadtlärm hinaus, der dort von unten herauf erschallt, fast wie in New York.

PAB: Du hast von Olten also ganz bestimmte Elemente, die dich angesprochen haben, herausgegriffen und gewissermassen verinnerlicht. Sie haben dich fasziniert, weshalb du sie in dein Universum eingebaut und irgendwie auch mythisiert hast. Im Filmporträt über dich wird deutlich, dass sich hinter diesen einfachen Fabrikgebäuden, den Tank- und Werkanlagen, z. T. russische Liegen-schaften abzeichnen.

GM: Tatsächlich haben diese Gebäude in mir vieles ausgelöst; das Gebäude des Dampfhammers z. B. hat mich irgendwie an die Russische Revolution erinnern lassen und auch an die riesigen Anlagen der Transsibirischen Eisenbahn.

PAB: Durch die Bahn und durch den Fluss erscheint dir Olten irgendwie als Durchgangsort, wo man hindurchspaziert, hindurchtransportiert wird in die weite, grosse Welt, wo man also im Grunde genommen nicht bleibt.

GM: Dazu kommt noch das Schäbige, das in diesen Vorstädten und in diesen Industriequartieren drin steckt. Es hat ja hier alles etwas von dieser Mühseligkeit der Industrie- und Arbeiterwelt an sich, dann wiederum dieses Feld der ausrangierten Bestandteile aus der Eisenbahnwelt, in welchem sich die Vergänglichkeit und Hinfälligkeit schlechthin symbolisiert. Da

ist mir schon Welt begegnet in diesem Olten, so seltsam dies auch ist, aber das geht ja zusammen mit meiner Auffassung, dass die Provinz doch eine wichtige Geschichte ist und dass das Herkommen und das Kleine und das Schábige und das Zerschlissene eigentlich zu uns gehört, unter anderem natürlich, man darf es nicht stilisieren.

PAB: Es handelt sich ja um keine Idylle, sondern um deren Gegenteil; es handelt sich um ein Leben in der Verfremdung, in einer ganz merkwürdigen Umdeutung auch. Man lebt nicht mehr auf dem Feld, in der Natur, sondern im Nebel und Dampf, in diesem lärmigen Verkehr drin, und versucht, daraus etwas zu machen. Man weiss ja noch um den früheren Zustand. Die Felder und Blumen sind ja nicht fern. Die Aare ist zwar verschmutzt, es spiegelt sich in ihr aber immer noch der Himmel, und darüber fliegen immer noch die Vögel, und es hat noch Schwäne und Ruderer. Es gibt doch deinem Roman eine ganz eigentümliche Färbung, ein besondere Atmosphäre des Dazwischens, des Übergangs. Dies würde man doch in einem traditionellen Schweizer Roman nicht erwarten: Dort zeigt man die Alpen, die heile Natur, das Schöne. Und da kommt nun einer, und er zeigt einem eine kleine Stadt, die im Grunde genommen im Verkehr ersäuft und die Leute sich ameisenhaft tummeln, wie sie Robert Walser in den «Geschwistern Tanner» zeigt, in ihrer Verlorenheit in der Masse und in ihren Zwängen, weil sie nur noch zu funktionieren haben. Da spazieren deine Romanfiguren hindurch und reden vor diesem Hintergrund über ganz andere Dinge. Das macht das Ganze oft zur Kulissenlandschaft.

GM: Es gibt doch ein wunderbares Gemisch, ein Mischmasch, das überall dort entsteht, wo der Mensch sich breitmacht. Einzig in den Weiten Kanadas oder Russlands oder Australiens und Afrikas, wo wir die Füsse noch nicht so hingesetzt haben, dort ist diese unglaubliche Stille und Noblesse der Natur noch da. Wo wir

auftreten, bringen wir uns ein und produzieren dann das verrückte, absurde Gemassel. Dies hat mich immer interessiert. Ich habe an mir entdeckt, dass mich die Schönheit der Hässlichkeit fasziniert. Da habe ich bei William Carlos Williams – dem grossen amerikanischen Lyriker – etwas ganz Ähnliches vorgefunden, in seinem Gedicht «Pastorale», wo er beschreibt, wie er durch die Vorstädte pilgerte, flanierte und sich freute an diesen armseligen, z. T. vergammelten Zäunen und Häusern und schiefen Dächern und Hühnern. Er ergötzte sich an diesem Blau-Grün, das scheinbar als Farbe der Fensterläden und der Gartenzäune um die ganze Welt herumgeht. Dort habe ich die gleiche Welt vorgefunden und gemerkt, dass ich damit nicht alleine bin und dass es auch andere gibt, die diese seltsame Schönheit spüren. Diese Welt hat viel mit Alltag und Würde zu tun, aber auch mit Versagen und Verfehlen und Verkommen.

PAB: Du sprichst von der Ästhetik des Hässlichen, von der Welt des Arbeiters, der Einfachheit, der Alltäglichkeit, der Konstruiertheit auch, einer neuen Existenzform, wo alles funktionieren muss und wo man über dieses Funktionieren noch gewisse sachfremde Strukturen stülpt. Gewisse Bögen, architektonische Grundelemente grosser Stile erscheinen plötzlich ganz verfremdet, im Jugendstil, verwandelt und abgetakelt, aber doch in einer bestimmten Tradition stehend und irgendwie verloren, wie Pompeji oder die grossen früheren römischen Städte, von denen uns nur noch die Ruinen, die Versatzstücke, geblieben sind. Hier lebt das Ganze noch, aber es beginnt sich schon abzunutzen, zu zersetzen. Vieles ist schon angeschimmelt, angefressen, verrostet oder aber noch nicht ganz fertig. Es ist das Gegenteil von Elite, von schweizerischer Sauberkeit, von Glanz und Herausgeputztheit, von Reichtum und wunderbar.

GM: Es ist für mich wichtig, das zu hören; weil mir dies eigentlich nicht

so bewusst war. Ich bin ganz naiv an die Sache herangegangen, als Medium, und habe eine Welt zusammengefügt, welche die Züge aufweist, von denen du sprichst. Solothurn läge mir ja, vom Ästhetischen her, von meinem Leben her, von meinen Erinnerungen her, viel näher; diese Stadt hat für mich persönlich eine viel grössere Bedeutung. Es war die erste Stadt, die ich in meinem Leben überhaupt betreten habe: Solothurn, diese wunderschöne Kleinstadt, welche so erstaunlich gut erhalten geblieben ist, mit ihren herrlichen Barockbauten, welche einen heute immer noch beeindrucken. Das Seltsame ist, dass dann Olten erhalten muss, um die Wirklichkeit zu zeigen, die Realität des modernen Lebens. Olten ist vielleicht typischer für uns moderne Menschen. Olten symbolisiert doch eigentlich viel mehr den wirklichen Zustand der gegenwärtigen Gesellschaft als die schöne Barockstadt Solothurn. Es mag sein, dass ich auf Olten kam, weil sich hier das Schöne und das Hässliche, das Mühselige und Erfolgreiche (wenn ich nur wieder an den Gesichtsausdruck Riggenbachs denke!), diese Energie und Hinfalligkeit, Zielstrebigkeit und gleichzeitige Verkommenheit, zu einem wahren Durcheinander treffen, wobei durch alles hindurch die Aare fliesst und Eisenbahnstränge die Landschaft durchschneiden.

PAB: Es wäre ja der Vergleich zu ziehen mit dem Werk von Otto F. Walter, der eher die Fabrikamine, die Borngrube, auch die Aare, sieht; den Verkehr und das Chaos der Fremden, die Bedrohung durch die neuen Energien, die Zubetonierung der Landschaft, die Gewalt in der Gesellschaft. Auch er braucht Olten als Kulisse, als Schauplatz des modernen Lebens. Bei Bichsel kommt Olten vor als Ort, wo man umsteigt, die Fahrpläne studiert, wo man allein ist, vereinsamt im Alter, verfremdet, eigen wird. Bei dir nun das Spaziergehen in diesen Versatzstücken, in diesen Einzelteilen, zwischen Gärten und Jugendstilelementen. Du hast eher die Zersetzung des nunmehr morbiden

und historistischen, ehemals vorwärtsstrebenden und starken Unternehmers entdeckt, das wohl noch funktioniert, aber an seiner Endzeit angelangt scheint. Man geht durch diese gräberartige Welt, ohne sich in einem Museum zu wissen (wie z. B. in Solothurn), wo die Blicke dauernd gestreichelt werden, währenddem sich der Blick von den äusseren Phänomenen nach innen wendet.

GM: Diese Tatsächlichkeiten fallen mir erst jetzt in diesem Gespräch so richtig ins Bewusstsein. Wahrscheinlich hast du recht; ich wurde wohl durch das Morbide, das Abgetakelt-Desillusionistische angezogen. In meiner Welt tritt die Wehleidigkeit möglicherweise etwas weniger hervor. Das Heimweh nach Eden kennen wir alle, es ist vielleicht die bekömmlichste Sehnsucht, aber die sieht bei jedem je anders aus. Mein Olten ist ein etwas unheimlicherer Ort: Dem Scheitern und Verlieren stehen Erfolge gegenüber; der eine hält stand, der andere fällt durch die Maschen; es gibt Neubauten, riesige Geschäftshäuser und daneben verlassene, vermodernde

Fabrikanlagen. Ist es nicht bewegend, die beiden Leute, Baur und Bindenschädler, durch diese Staffage flanieren zu lassen, und dann erst noch zur Zeit des Martinisommers: am 11. November 1977? Ich habe es gerne, wenn man in das Volle, das Herrliche und das Grausame greifen kann, wenn man darin wühlen kann, aber nicht etwa in sadistischem Sinn.

PAB: Der Roman «Toteninsel» steht im Zeichen des Nachexpressionismus. Es sind nicht die Vororte von Berlin, auch nicht das Ruhrgebiet mit seinen unendlichen Industrielandschaften; hier ist eine kleinere Dimension greifbar, die Dinge haben noch ihren Namen, man erinnert sich noch an das Frühere, das nun umgesetzt worden ist. Und das mag dich wohl auch in dieser Umgesetztheit faszinieren. Dass man noch etwas dazwischen ist, obwohl der frühere Zustand unwiederbringlich bleibt. Du stellst Neuzeit dar, Modernität, in ihrer ganzen Problematik.

GM: Mich haben Grenzgeschichten immer fasziniert, Orte auch, wo sich

Weite und Stadt treffen und wo sich Übergänge ergeben. Olten stellt für mich fast so etwas wie real existierendes Leben dar. In Solothurn ist man im Barock drin, die Aare gibt sich herrschaftlich, stolz spiegeln sich schöne Fassaden im Wasser. In Olten fließt die Aare bescheidener, im Grunde genommen eigentlicher.

PAB: Olten wäre also eher eine ungeschminkte Erscheinung...

GM: ...und gerade deshalb lässt einen diese Stadt die Weite spüren, das Heimweh nach der Fremde. Die wirklichen Schönheiten kommen vor diesem Hintergrund besser zur Geltung, wie auch das Gesicht des markanten, energischen und so erfolgreichen Eisenbahnbauers Riggensbach. Olten hat für mich ein wenig den Faulkner-Geruch, einen Südstaatengeruch, wenn es so im Hochsommer flimmert über dem Asphalt und über den Fabrikdächern und hinfalligen Industrielagern und den angrenzenden Getreideäckern – nur dass hier die Aare durchfließt und nicht der Mississippi.

